

JOURNAL FÜR ENTWICKLUNGSPOLITIK

herausgegeben vom Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik
an den österreichischen Universitäten

vol. XXV 4–2009

25 JAHRE JOURNAL FÜR ENTWICKLUNGSPOLITIK

Schwerpunktredaktion: Karin Fischer, Franz Kolland

mandelbaum *edition südwind*

Inhaltsverzeichnis

- 6 KARIN FISCHER, FRANZ KOLLAND
Editorial
- 11 WALTER SCHICHO
25 Jahre Journal für Entwicklungspolitik
- 19 MARTIN JÄGGLE
Die Vorgeschichte des JEP: ein fragmentarischer Rückblick
- 26 BIRGIT HABERMANN, MARGARITA LANGTHALER
Von der Fragmentierung zur Vielfalt? Entwicklungsforschung
in Österreich

Forschungsexposés

- 34 HENRY BERNSTEIN
Class dynamics of agrarian change: writing a 'little book on a big idea'
- 38 GERALD FASCHINGEDER
Ein Kulturfestival und die Frage nach Bewusstseinsbildung
- 42 KARIN FISCHER
Globalisierung und transnationale Akteursnetzwerke:
Big Business, neoliberale Intellektuelle und Zentralbanker
- 46 HELMUTH HARTMEYER
Globales Lernen in Theorie und Praxis: ein Forschungsexperiment
im Studium Internationale Entwicklung
- 50 KAREN IMHOF, JOHANNES JÄGER
Transformation der Global Financial Governance:
eine politökonomische Perspektive in der Entwicklungsforschung

- 54 FRANZ KOLLAND
Reisen und lokale Lebenswelt: Forschung zwischen
Sozialstrukturanalyse und beobachtender Teilnahme
- 58 HELMUT KONRAD
Von „außereuropäischer Geschichte“ zur „Globalgeschichte“
- 63 UMA KOTHARI
The forced movement of colonised peoples and its impact on
development
- 67 RENÉ KUPPE
Indianerlanddemarkation in Venezuela
- 72 BERNHARD LEUBOLT
Sozialreformistische Politik in der Semi-Peripherie: Brasilien und
Südafrika im Vergleich
- 76 IRMI MARAL-HANAK
Sprache, Diskurs und Partizipation: Studien zu Geberdominanz
und Entwicklung in Tanzania
- 80 ULRICH MENZEL
Das Ende der „Dritten Welt“ und die Rückkehr der großen
Theorie: eine autobiographische Retrospektive
- 85 ANDREAS NOVY
Hauptschule trifft Hochschule
- 90 CHRISTOF PARNREITER
Geographien der Organisationslogiken ungleicher Entwicklung
- 93 STEFAN PIMMER
Internationalisierung und Abhängigkeit: zur Transformation des
Staates in Lateinamerika

| | |
|-----|--|
| 97 | PETRA PURKARTHOFER Rassismus und Maskulinismus in postkolonialen Verhältnissen |
| 101 | KUNIBERT RAFFER Der Süden in der Schuldenfalle: ein Vorschlag zur Lösung der Überschuldung |
| 105 | DIETMAR ROTHERMUND The global impact of the Great Depression of the 1930s and of the present financial crisis: a study in contrast |
| 109 | WALTER SCHICHO Mein letztes/aktuelles/liebstes (l./a./l.) Forschungsprojekt |
| 112 | OLIVER SCHWANK Südafrika: wessen Entwicklungsstaat? |
| 115 | Rezension |
| 120 | AutorInnen dieser Ausgabe |
| 124 | 25 Jahre JEP: Verzeichnis der AutorInnen und SchwerpunktredakteurInnen |
| 135 | Impressum |

HELMUT KONRAD

Von „außereuropäischer Geschichte“ zur „Globalgeschichte“

Mit 1. März 1984, vor mehr als 25 Jahren, trat ich meinen Dienst an der Universität Graz an. Mein Lehrstuhl trug damals die Bezeichnung „Allgemeine Zeitgeschichte mit Berücksichtigung außereuropäischer Länder und Kulturen“, und so heißt er auch noch heute. Das bedeutet zumindest zweierlei: Einerseits ist damit deutlich gemacht, dass die ganze Welt ins Blickfeld zu nehmen ist, alle Kontinente und deren ökonomische, politische und kulturelle Beziehungen. Die Bezeichnung steht aber auch für eine traditionalistisch eurozentrierte Sichtweise: Da gibt es auf der einen Seite Europa, auf der anderen „Außereuropa“ – wir und die anderen, die anderen gespiegelt in unserer Wirtschaft, Politik und Kultur.

Dennoch war es ein Signal. Es ging darum, die Welt außerhalb Europas mit zu berücksichtigen. Und das war, zumindest an der Universität Graz, neu. Die Orientalistik, die einst als Institut von Hammer-Purgstall hohes internationales Ansehen besaß, war dort zugunsten einer Lehramtsausbildung Anglistik aufgelöst worden. Eine Sinologie, eine Japanologie, eine Afrikanistik gab es ohnehin nicht. Geschichte konzentrierte sich auf Österreich, vielleicht noch auf Europa. So war es ein Schritt vorwärts, dass für die Studierenden nun auch andere Kontinente in ihrer historischen Entwicklung nicht mehr blinde Flecken blieben. Allerdings war der Anspruch, die „Welt“ abzudecken, eher ein theoretischer. Ein Schwerpunkt Ostasien bildete sich heraus, Peter Feldbauer brachte vor allem Lateinamerika ein, Andreas Obrecht richtete den Blick auch auf kleinere Staaten, Margit Franz entwickelte sich zur Spezialistin für Indien.

Aber das alles blieb Stückwerk, geleitet von persönlichen Interessen und wenig systematisch. Die politischen Ereignisse von 1989 und den Folgejahren zwangen die Zeitgeschichte zudem dazu, den Fokus sehr viel stärker (wieder) auf Europa zu richten und die neuen Prozesse in Zentraleuropa

zu kontextualisieren. Es ist kein Zufall, dass daher das Projekt „Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900“ die folgenden anderthalb Jahrzehnte beherrschte.

Mit den politischen Umwälzungen, die die Implosion der einen Weltmacht begleiteten, vollzog sich etwa zeitgleich (und die politische Geschichte wohl entscheidend beeinflussend) ein großer kultureller Wandel. Neue Kommunikationsformen, vorrangig das Internet, führten zu einer bisher ungekannten, ja unvorstellbaren Globalisierung von Information. Dies griff über die kulturellen Bereiche auf Ökonomie und Politik aus.

Dennoch wäre es falsch, mit dem Zusammenbruch der planwirtschaftlichen Systeme, also mit der nunmehrigen Dominanz der Marktwirtschaft, dem „american way of life“ und dem ungehinderten Zugang zu jeder Art von Informationen ein „Ende der Geschichte“ zu konstatieren. Geschichte läuft widerborstiger, kantiger. Das versuchen wir etwa in den acht Bänden der „Globalgeschichte“ zu thematisieren, für die ich Band 8 herausgebe und in den Bänden 7 und 8 Zentraleuropa aus einem globalhistorischen Zugang erläutern darf. Hier fällt für mich das alte Bemühen um Themen des „außer-europäischen Bereichs“ unter globalhistorischem Anspruch mit meinem zeithistorischen Interesse für die ostmitteleuropäische Region zusammen. Darum sei hier meine Annäherung an „Zentraleuropa“ kurz exemplarisch dargestellt.

Wenn Globalgeschichte sich als Antwort auf eine eurozentrische Geschichtsbetrachtung versteht und wenn sie weiters einen gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz pflegt, also Wirtschaftsgeschichte, Politikgeschichte und Kulturgeschichte nicht (oder zumindest nicht zwingend) hierarchisiert, sondern gleichberechtigt behandelt, dann liegt die Latte sehr hoch. Dies gilt auch und insbesondere für Zentraleuropa im 20. Jahrhundert. Und die Schwierigkeiten beginnen bereits mit der Verortung.

„Mitteleuropa“ war zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein politischer Kampfbegriff. Er bezeichnet die ökonomische und kulturelle Überlegenheit und den daraus abgeleiteten politischen Herrschaftsanspruch Deutschlands bzw. des „Deutschtums“ über die politisch-kulturell-religiös-ethnisch etc. ausdifferenzierte Welt östlich und vor allem südöstlich von Berlin und Wien. Aus österreichischer Sicht meint er das Herrschaftsgebiet der Habsburger und nach 1918 in nostalgischer Rückschau die Doppelmonarchie in der „guten alten Zeit“.

Realpolitisch entstand ein Zentraleuropa durch den politischen Willen der Siegermächte des Ersten Weltkriegs. Grenzten vorher Deutschland an Russland und Österreich-Ungarn an die gerade aus dem osmanischen Herrschaftsverband ausgeschiedenen Balkanstaaten, so lief nun eine Reihe von Kleinstaaten vom Baltikum bis zur Adria. Dieser Staatsgürtel, politisch als „*cordon sanitaire*“ errichtet, um Deutschland einerseits aus französischer Sicht in die Zange nehmen und gleichzeitig deutlich vom revolutionären Russland zu trennen, war von geringer politischer Stabilität, ausgenommen die Tschechoslowakische Republik. Die baltischen Staaten, Polen, Ungarn und der Staat der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS-Staat), dessen Name die Probleme, die ihn durch das 20. Jahrhundert begleiteten, schon signalisiert, hatten nur kurze demokratische Zwischenspiele aufzuweisen. Ökonomisch hatte man, da Donauföderationspläne politisch unrealistisch waren, wenig Spielraum. Man hing am Tropf Frankreichs, dessen Ökonomie aber selbst nicht wirklich stabil war.

Nur kulturell schien sich tatsächlich ein „Zentraleuropa“ zu bilden. Ein wenig geprägt vom habsburgischen Erbe in der Architektur der Bahnhöfe, Schulen und Kasernen, von der Gegenreformation und von einem Selbstbild der augenzwinkernden Widerborstigkeit gegen allzu glattes, allzu modernes Funktionieren. Da war Wien immer näher an Cernowitz als an Berlin. Ein leicht kosmopolitischer Anspruch, entscheidend vom zentraleuropäischen Judentum geprägt, lief quer zu dem doch immer stärker werdenden Nationalismus.

In der Zwischenkriegszeit war Zentraleuropa auf der Landkarte zu finden. Es ist messbar an bilateralen Beziehungen, an Grenzkonflikten, an nationalen Sonderwegen und dennoch augenfälligen Gemeinsamkeiten.

Spätestens 1938 mit dem so genannten „Anschluss“ Österreichs an Deutschland, schließlich mit dem Abkommen von München, dann der Zerschlagung der Resttschechoslowakei und schließlich mit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf Polen änderte sich die Situation wieder. Machtpolitisch grenzte im Zweiten Weltkrieg Deutschland wieder an Russland, also Hitlerdeutschland an die Sowjetunion. Zwischen diesen beiden Kontrahenten wurde Mitteleuropa zerrieben. Es verschwand nicht nur von der Landkarte, sondern im großen Ringen der Systeme auch aus den meisten Köpfen.

Der „Eiserne Vorhang“ schrieb die bipolare Welt nach Ende des Zweiten Weltkriegs weiter. An die Stelle von Deutschland waren die USA getreten, aber in Europa gab es keinen „Zwischenraum“.

Wohl könnte man entlang der skandinavischen Wohlfahrtspolitik, der sozialen Marktwirtschaft in der BRD, der Sozialpartnerschaft in Österreich (und wohl schon fragwürdig einiger jugoslawischer Vorstellungen) ein leicht nach dem Westen verschobenes Zentraleuropa konstruieren, das seine Positionierung zwischen dem staatlich-zentralistischen Wirtschaftslenken auf der einen und dem freien Spiel der Marktmechanismen auf der anderen Seite suchte. Im Blickwinkel kultureller und politischer Selbstverständnisse lief aber die Trennlinie exakt entlang des Stacheldrahtes.

Wenn Zentraleuropa von einer historischen Reminiszenz zu einer aktuellen politischen Konzeption wurde, bildeten die Grundlagen dafür Krisen des Ostens. Der Ungarnaufstand von 1956 oder der Prager Frühling von 1968 ließen ein Gefühl dafür entstehen, dass „Ostblock“ doch kein festgefügtter Block war und dass Literatur, Musik und andere kulturelle Verbindungen langlebig auch die politische Trennung überdauerten. Von Schlüsselorten wie etwa von Triest aus war dies am leichtesten lesbar.

1989, mit dem Fall der Berliner Mauer und der Implosion des Sowjetimperiums, erschien Zentraleuropa erneut auf der politischen Landkarte der Welt. Der Staatengürtel ist aber noch ausdifferenzierter als in der Zwischenkriegszeit. Tschechien und die Slowakei sind getrennte politische Entitäten, und Jugoslawien, das noch in den 1980er Jahren symbolträchtige Orte der nationalen Verständigung und der selbstbewussteren Vielfalt stolz der Welt präsentierte (Olympische Winterspiele Sarajewo), zerfiel im blutigen Bürgerkrieg in Kleinteile, deren Selbstdefinition bis heute unsicher und instabil ist, wie der Kosovo oder aber Bosnien-Herzegowina zeigen.

Aber alle Staaten Zentraleuropas sind auf dem Weg zu einem europäischen Selbstverständnis. Meist schon Mitglieder der EU, manchmal noch im Wartesaal, orientiert man sich nach dem Westen. Noch sieht man, vor allem dort, wo die Trennungen blutig verliefen, sehr stark die Unterschiede. Aber langsam wachsen auch die Gemeinsamkeiten. Man sieht sich vergleichbaren Vorurteilen aus dem reichen Westen ausgesetzt, hatte oder hat vergleichbare Probleme auf dem Weg zu Rechtsstaatlichkeit, sozialer Sicherheit und tragfähiger Ökonomie. Und man hat ähnliche gesellschaftliche Muster, Codes mit langer historischer Tradition, die ein „Zentraleuropa“ begründen.

Wenn man diese Sichtweise auf „Zentraleuropa“ globalgeschichtlich umlegt, so werden erstaunliche Parallelen, etwa zum kaukasischen Raum, oder, größer, zum Mittleren Osten, deutlich. Hier wie dort verschwanden Staatengebilde mit nicht immer widerspruchsfreien Binnenbeziehungen für Jahrzehnte unter der Wolldecke einer hegemonialen Macht, um nach deren Zerfall in der alten Komplexität wieder als Akteure im Weltgeschehen aufzutauchen.

Zum Weiterlesen

Bernecker, Walther L./Tobler, Hans Werner (Hg., 2010): Die Welt im 20. Jahrhundert, Teil I. Reihe Globalgeschichte – Die Welt 1000–2000, Band 7. Wien: Mandelbaum (im Erscheinen).

Konrad, Helmut (Hg., 2010): Die Welt im 20. Jahrhundert, Teil II. Reihe Globalgeschichte – Die Welt 1000–2000, Band 8. Wien: Mandelbaum (im Erscheinen).